Die Nachtpost

von

Ed Holland

Eine mondäne Wochenschrift

.Größte Wochenschrift des Ostens

Redaktion, Verlag, Anzeigen-Annahme: Sadowastraße 11. Tel. Ring 8120. Anzeigenpreis je Millimeter 6 G.-Pfg

2. Jahrgang * Nr. 46 * Preis 30 Milliarden.

Geldsendungen an: „Mondäner Verlag“ Ed Holland & Co, G. m. b. H. Postscheckkonto: Breslau 78055

„Frau Direktor Marga C...a“ ein Skandal aus der Moritzstraße

Hungernde Halbwelt — Breslauer Kabaretts — Im Polizeigewahrsam

Wie werde ich eine Frau los?

Ueber das Thema: „Wie erobert man eine Frau?“ haben Psychologen und Schriftsteller von Ruf schon tiefgründige Werke geschrieben. Unter den Titeln: „Der erfolgreiche Frauenjäger“, „Glück in der Liebe“, „Der neue Casanova“ und ähnlichen sind Dutzende von Büchern auf den Markt geworfen worden, Bücher jeglichen Formats, von der schmächtigen Broschüre bis herauf zum dickleibigen Wälzer vom Umfang des Groß-Berliner Adreß-Kalenders. Von den verschiedensten Gesichtspunkten hat man das Thema beleuchtet, unzählige Meinungen und Aussichten sind laut geworden.

Seltsamerweise aber hat sich noch kein Mensch mit dem Problem beschäftigt: Wie komme ich von einer Frau los? Wie befreie ich mich von den sogenannten zarten Banden, die oft schwerer drücken als Handschellen und Fußketten?

Schon Otto Reutter, der berühmte Humorist, sang vor etwa einem Jahrzehnt:

'ne Frau zu kriegen, das macht kein Beschwerden,
Viel schwier'ger ist's, sie wieder los zu werden.

Wenn es sich um die legitime, eheliche Fessel handelt, die man abstreifen will, so bereitet dieses Vorhaben keine großen Schwierigkeiten. Man läßt durch einen tüchtigen Anwalt die Scheidungsklage einleiten, ein hinreichender Grund ist meistens vorhanden, und wenn nicht, so wird er schnell geschaffen — — und die Sache ist längstens in ein paar Monaten bestens erledigt. Man reicht sich freundschaftlich zum Abschied die Hände, man sagt auf Wiedersehen und denkt sich heimlich bloß — — und wie es weiter in dem schönen Volksliede heißt. Es ist eine rein forensische Angelegenheit, der sich fast immer durch juristische Spitzfindigkeiten beikommen läßt.

Wie aber, wenn das weibliche Wesen, von dem man gern los kommen möchte, zufällig nicht die angetraute Gattin ist? Dann hilft auch der mit allen Kniffen des Ehescheidungsgesetzes vertraute Anwalt nichts; der Richter kann wohl eine Ehe für gelöst erklären, nie aber kann er die Fessel sprengen, die mit einer Geliebten verbindet. Hier hat das Gesetz — leider, leider!! — eine Lücke, die für den Betroffenen oft sehr schmerzlich ist.

Man kann eine Geliebte nicht, wie einen Teckel, dessen man überdrüssig geworden ist, in andere gute Hände abgeben. Sie wird dieser Absicht oft den heftigsten Widerstand entgegensetzen, wenn es nicht gerade sehr, sehr gute Hände sind. Und wie selten findet man die! Man kann das Mädel auch nicht, wie man es mit einem Hunde zu tun pflegt, in der Tierklinik vergiften lassen. Schon der einfachste Takt, die elementarste Höflichkeit verbieten das.

Wie löst man aber wirklich dieses Problem? Ich hatte einmal Beziehungen zu einer jungen Dame, die mit Vornamen — — aber das ist schließlich egal, wie sie hieß. Am Anfang war ich sehr glücklich und heftig verliebt; das Mädel war rassig und lieb und treu, aber dann fiel mir ihre Zuneigung auf die Nerven. Gott, was habe ich ausgestanden!! Sie kümmerte sich in einer Weise um mich, die mir geradezu unerträglich war. Sie stopfte meine Strümpfe, sie plättete meine Kragen, sie erledigte meine Korrespondenz, kurz: sie benahm sich mir gegenüber wie der Vormund eines unter Kuratel stehenden Idioten. Und der Idiot war ich! Alles, meine geheimsten Gedanken wollte sie wissen. Hielt ich nach Tisch mein Mittagsschläfchen oder war ich mit einer anderen geist'gen Arbeit beschäftigt, so huschte sie lautlos umher und fragte mit demütiger Stimme, ob sie mir dabei helfen dürfe.

Ich trug mich mit Selbstmordgedanken. —

Sie verfolgte mich auf Schritt und Tritt wie ein Spürhund; sie wob ein feines, aber unzerreißbares Netz um mich, dem ich nicht entrinnen konnte. Diesen Zustand nannte sie: Freie Liebe. Wohlgemerkt: Freie Liebe!!

Nein, was habe ich alles angestellt, um das Mädel los zu werden! Ich machte Dutzende der „besten Hände“ ausfindig, die gerne bereit gewesen wären, sie aufzunehmen. Alle meine Bemühungen blieben erfolglos. Ihre Liebe zu mir war stetig, unwandelbar, unergründlich. Um ein zeitgemäßes Wort zu gebrauchen: sie liebte mich wertbeständig. Ein richtiger, waschechter Baron bot ihr als Gegengabe für ihre Gunst seine Villa am Gardasee an. Mit einem Boudoir, das mit Zehn-Dollarnoten tapeziert war. Sie schlug das Anerbieten aus. Ihre Treue war geradezu pathologisch.

Ich tat alles, um sie zu ärgern. Weil ich wußte, daß sie Tabaksqualm nicht leiden konnte, paffte ich in ihrer Gegenwart unzählige der schlechtesten Zigaretten. Mir wurde selbst übel, aber sie saß da, und sah mich aus entzündeten Augen ergeben an. Zu ihrem 19. Geburtstage schenkte ich ihr das Buch: Wie schütze ich mich vor dem Altern? — Sie dankte mir dafür mit einem innigen Kuß. Als sie einmal den Wunsch äußerte, sich ein bißchen zu amüsieren, führte ich sie Sonntag nachmittag im Juli, bei 38 Grad im Schatten, ins Stadttheater. Aus dem gähnend leeren Zuschauerraume sahen wir uns „Die Jungfrau von Orleans“ an. Nach der Vorstellung fiel sie mir gerührt um den Hals und erklärte, daß sie sich noch nie im Leben so gut amüsiert hätte.

An diesem Tage lud ich meinen sechsläufigen Revolver.

Im Augenblick, da ich ihn gegen meine Stirn abdrücken wollte, fiel mir noch ein rettender Gedanke ein.

Wie wär's, dachte ich, wenn du den Versuch machtest, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben?

Ich habe den Entschluß ausgeführt, ich habe es nicht bereut, ich habe das Mädel geheiratet.

Gott, bin ich glücklich.

Meine Socken haben jetzt klaffende Löcher, für die Reinigung meiner Kragen sorgt die Waschanstalt und meine Korrespondenz erledige ich nun selbst. Und auch schlechte Zigaretten brauche ich nicht mehr zu rauchen, denn meine Frau hält sich ohnedies nie in meinem Zimmer auf. Weiß der Himmel, was sie treibt. Sie glaubt, mich jetzt sicher zu haben und kümmert sich keinen Deut mehr um mich. Kann man sich eine idealere Ehe denken?

Gestern überraschte ich sie mit dem Baron, der ihr einst seine Villa am Gardasee anbot. Die beiden saßen auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer im zärtlichsten Geflüster.

Ich habe dem Baron sofort meine Karte übersandt mit dem Anerbieten, die Villa auf meine Kosten renovieren zu lassen. Gleichzeitig habe ich beim Landgericht die Scheidungsklage eingeleitet.

In wenigen Monaten bin ich meine Frau los . . . .

Halleluja . . . .!!

M. S.

„Frau Direktor Marga C . . . a“

Ob die Kriminalpolizei oder Sittenpolizei an der Angelegenheit interessiert ist, die ich hier zur Sprache bringen will, oder ob man schadenfroh den Leuten, die an der Sache beteiligt sind, den Schaden, den sie ideell und materiell davontrugen, gönnen soll, ist Ansichtssache. Ich erfülle meine Pflicht, indem ich hier über eine Affäre einige Worte riskiere, die so blamabel ist, daß man sie bald nicht mehr für wahr halten könnte. Beteiligt an dem Skandälchen sind Angehörige der besten Kreise Breslaus. Kurz berichtet:

Von irgendwoher, angeblich bei einer Schwester in Oberschlesien weilend, tauchte Anfang Oktober hier eine sehr gut aussehende und sehr elegante Dame auf: von imposanter, wahrhaft junonischer Figur, mit sehr vornehmem, welterfahrenem Benehmen und mit einer beneidenswerten Ueberredungskunst ausgerüstet. Die Dame erschien allein in einem hiesigen Weinhaus in der Gartenstraße und aß Abendbrot. Rauchte sehr leger eine Zigarette und blickte gelangweilt um sich. Und die Breslauer Kavaliere, die den Mund aufsperren, wenn eine neue Frau in Breslau auftaucht, wußten nicht recht, ob sie es wagen durften, sich der Frau zu nähern. Schließlich faßte einer, ein Angestellter einer großen Privatbank, den Mut. Und bekam keinen Korb. Sondern ließ sich schon voll Stolz am nächsten Abend mit der fabelhaft eleganten Frau in der „Bonbonnière“ sehen. Das Glück dauerte aber nicht lange. Durch den Bankbeamten hatte die Frau eine ganze Reihe sehr wohlhabender Herren kennen gelernt. Und alle flogen sie, wie die Motten ins Licht, auf die Reize der neuen Breslauer beauté. Man sah die Frau fast jeden Abend mit einem anderen Herren. Doch keiner durfte sich rühmen, daß sie sich ihm gegenüber etwas vergeben hätte.

Und dann kam der große Coup. Im Kreise ihrer vielen neuen Bekannten hatte die brünette Frau auch einen Fabrikanten aus einem schlesischen, nicht weit von der Grenze gelegenen Industrieort kennen gelernt, einen bekannten Lebemann, und nebenbei auch großen Börsenspekulant. Und dieser Mann, dessen Favoritinnen bisher nur junge Mädels gewesen waren, der es fertig brachte, irgend ein Ladenmädel, das ihm gefiel, binnen einem Tage zur Klassefrau auszustaffieren, dieser Gent verliebte sich ganz unbändig in die neue Breslauer Schönheit. Kaufte ihr in einem Atelier in der Schweidnitzerstraße Sachen wie für eine Fürstin, richtete ihr, kurz nachdem er sie kennen gelernt hatte, etwa den 15. Oktober, eine Wohnung für Billionen ein, war eifersüchtig wie ein verliebter Jüngling. Die Frau gab ihm keinen Grund dazu, denn sie war anderen Männern gegenüber reserviert, fast arrogant. Doch so mancher sehr reiche Gent hätte ebenfalls für die Frau ein Vermögen ausgegeben. Und Herr — — — traute seinen eigenen Freunden nicht. Die brünette Frau, die typische Reklamefrau für einen Mann, der sich den Luxus, eine solche Frau zu erhalten, leisten kann, machte Furore, wohin sie auch kam, und ob sie im Weinlokal oder oben im Tanzpalast saß, sie fiel auf.

Der Fabrikant aus — — — hatte sich indessen, Ende Oktober, in aller Stille mit der Frau verlobt; in ihrer möblierten Wohnung in der M — — straße fand die intime Feier statt. Die Frau galt als Witwe eines Hamburger hohen Rhedereibeamten mit exotischem Namen. Und ihrem Auftreten nach konnte man ihr dies auch glauben. Doch ein Schwager des Fabrikanten, ein Breslauer älterer Herr, war mit der Verlobung garnicht einverstanden, aus konfessionellen Rücksichten, und erkundigte sich in Hamburg nach dem Vorleben der Frau. Es stellte sich als Tatsache heraus, daß eine Schwester der schönen Brünette an einen mittleren Rhedereibeamten verheiratet ist. Ueber das Vorleben der hier in Frage stehenden Frau selbst konnte das bekannte Auskunftsbüro nichts Näheres berichten. Da beauftragte der Schwager des Fabrikanten ein Hamburger Detektivinstitut mit den Nachforschungen. Und dieses stellte fest, daß die schöne, elegante, arrogante „Frau Direktor“ nur ein auf Hochstaplerpfaden wandelndes

ehemaliges Hamburger Kontrollmädchen

sei. Die schöne Brünette hatte über drei Jahre in Hamburg unter Sittenkontrolle gestanden, ein Ausländer hatte sie dann zur festen Freundin gemacht und von der Kontrolle freigemacht. Und dann, wie der Ausländer sie abgeschafft hatte, reiste sie in Berlin, Dresden und schließlich in Breslau auf Abenteuertour und machte mit ihrem unbedingt damenhaften Benehmen überall den besten Eindruck.

Die in aller Stille gefeierte Verlobung wurde in aller Stille wieder gelöst, die „Frau Direktor“, die sich als zukünftige Fabrikantengattin schon sehr wohl gefühlt hatte, nahm die Sache sehr tragisch, wies darauf hin, daß sie nur durch Rachsucht eines Mannes unter Sittenkontrolle gekommen sei. Und tatsächlich ließ der blind in die Frau verliebte Mann trotz der schauerlichen Enthüllung nicht von ihr. Erst als ihm die Verwandten androhten, sie würden ihn einfach in eine Irrenanstalt bringen lassen, wenn er die Frau nicht lasse, fuhr er still und leise nach Haus.

Auch die schöne, brünette Abenteurerin hat wohl Breslau verlassen. Und hat sicherlich die Erkenntnis mitgenommen, daß für derartige Coups, wie sie sie vorhatte, Breslau doch viel zu sehr Kleinstadt ist. Hier wird jeder fremde Mensch, und besonders jede schöne Frau, mißtrauisch betrachtet. Und das ist auch der imposanten, brünetten Frau zum Verhängnis geworden.

In ein paar Wochen wird auch diese peinliche Affäre vergessen sein. Und nur ein paar Kavaliere, die mit der schönen Frau einen Abend verlebt haben, werden manchmal heimlich nach der einzigen Erinnerung greifen, die sie von ihr haben: eine große elegante Visitenkarte, auf der in steilen, vornehmen Buchstaben zu lesen steht:

Frau Direktor Marga C . . . . . a
Hamburg

Hasso.

Im Polizeigewahrsam

I.

Durch den dampfenden Brodem des Wartesaals 4. Klasse sieht man, wie durch einen Nebelschleier, allerlei spukhafte, abenteuerliche Gestalten. Eine atembeklemmende, pestartige Luft erfüllt den großen Raum. Es riecht nach Schweiß, nach schlechtem Tabak, nach Schmutz, nach Zwiebeln, nach ranzigem Fett. Elendsatmosphäre. Stimmengemurmel, halblaut, geheimnisvoll steigt auf. Es summt und brodelt wie ein unterirdischer Vulkan. Dazwischen klappern Teller, kreischt laut ein Weiberlachen, quäkt eine Mundharmonika. Auf dem runden Sitz, der sich um die Säule in der Mitte des Saales zieht, hockt eine polackische Familie, Mann, Frau und Kinder. Eine Unmasse Kinder. Fünf, sechs, acht, sie sind nicht zu zählen. Das wogt und wabbelt durcheinander wie eine Madenkolonie in einem alten Käse. Der Mann hat einen graugrünen Filz mit breiter Krempe tief über den Ohren, die Füße in hohen, kotbespritzten Stiefeln weit von sich gestreckt und schläft. Aus dem halbgeöffneten Munde dringen laute Schnarchtöne. Die schwielige, mit grauer Schmutzschicht bedeckte Rechte hält noch im Schlaf die Tabakspfeife umkrallt. Die Frau, ein grellbuntes Tuch um den Kopf, starrt mit teilnahmslosen, übermüdeten Augen geradeaus. Das Jüngste im bloßen Hemdchen, kauert auf ihrem Schoße und bemüht sich mit strampelnden Händchen vergeblich, die Bluse der Mutter zu öffnen. Instinktiv ahnt es die Quelle, die Kraft und Nahrung spendet. Als seine Bemühungen vergeblich bleiben, wimmert es auf. Nicht laut, aber so schmerzlich, so unsagbar kläglich, daß die in der Nähe Sitzenden aufhorchen, und einen Augenblick lang alle Gespräche verstummen. In dem kläglichen Wimmern des Kindes ballt sich der Schrei von Tausenden zusammen, die nach Brot und Nahrung verlangen. Der dürstende, nach Milch gierende Säugling im stickigen Wartesaal verkörpert die Not unzähliger, gleich ihm darbender Leidensgenossen.

Neben mir, auf der harten Holzbank, sitzt ein alter Mann und löffelt einen Napf heiße Suppe. Die kleinen Aeuglein, die gerötete Nase sind vergraben in einem Urwald schmutziggrauer Barthaare. Er schlürft und schmatzt, und während er einen Löffel zum Munde führt, verschlingt er den weiteren Inhalt des Napfes schon mit den Augen. Einzelne Tropfen bleiben im Gestrüpp seines Bartes hängen und kollern wieder zurück in den dampfenden Napf. Er sitzt weit vorgebeugt und hält mit der Linken das Gefäß umkrallt, dicht an seine Brust gedrückt, als fürchte er, jemand könne ihm die köstliche Speise entreißen. Er ißt mit Andacht, sein Schlürfen ist Gottesdienst. Als der Napf endlich geleert ist, seufzt er tief und schmerzlich auf. Schiebt das geleerte Gefäß von sich und läßt den grauen Kopf auf die Tischplatte fallen; zwischen die verschränkten Arme. Sein Körper schüttelt hin und her, wie von einem verhaltenen Schluchzen.

Im Hintergrunde des Saales steht ein Kreis junger Burschen um einen Mann, der einen großen Packen vor sich auf der Erde liegen hat. Durch das braune zerrissene Papier quellen allerhand undefinierbare Gegenstände. Der Mann in der Mitte hält eine alte, fadenscheinige Joppe in der Hand, nennt halblaut eine Zahl und sieht sich wie suchend unter den Umstehenden um. Einer der Burschen lacht heiser auf. „Mensch, biste meschugge? Für die olle Krampe . . .!“ Auch er ruft eine Zahl, die ungefähr die Hälfte jener ist, die der Mann genannt hat. Dieser zuckt resigniert die Schultern und meint: „Na, da gib wenigstens noch eenen Schnaps aus und een paar Zigaretten!“

Das Geschäft wird perfekt, wenige Augenblicke später stolziert der Käufer im Schmuck der neuen, alten Joppe durch den Saal. —

II

Ein greller Pfiff zerreißt jäh das brodelnde Stimmengemurmel. Schläfer fahren erschreckt auf, Kinderschreie gellen zur Decke, das Quäken der Harmonika bricht mit einem schrillen Mißlaut ab. Der Mann mit dem großen Packen, der gerade im Begriff ist, einen noch gut erhaltenen, fast neuen Anzug an den Meistbietenden zu veräußern, läßt das Verkaufsobjekt im Stich, rafft sein Riesenpaket zusammen und will noch schnell durch die Glastür hinaus. Zu spät! Eine Mauer türmt sich vor dem Ausgang, eine lebende Mauer aus grünen Mänteln, Lederkoppeln und blitzenden Tschakohelmen. Eine schneidende Stimme übertönt plötzlich das Murren der Eingeschlossenen. „Die Ausweispapiere vorzeigen! Wessen Papiere in Ordnung sind, darf den Raum verlassen.“ Von der Mauer am Saaleingang lösen sich zwei Steine, zwei stämmige Beamte, und gehen von Mann zu Mann. Prüfen mit kritischen Blicken schmierige, oft kaum leserliche Wische, auf denen Nam' und Art des Inhabers angegeben ist. Ein paar Verdächtige, deren Papiere nicht in Ordnung sind, oder deren Aeußeres nicht mit dem darauf verzeichneten Signalement übereinstimmt, werden von der Masse abgesondert und in einer Ecke des Saales zusammengedrängt. Verwegene Gestalten sind darunter. Burschen, denen man den Besitz von Schränkzeug und Schlagring auf hundert Schritte ansieht. Einer sucht den Beamten durch demütiges Winseln zu bestechen. „Ach, Herr Wachmeester, mir sind meine Papiere geklaut worden; in der Schlafstelle, wo ich logiert hab'. Wahr und wahrhaftig, Herr Wachmeester. Ich hab' zuletzt in Kottbus gearbeet't und bin zu Fuß hierhergetippelt. Ich hab' eene vaheirt'te Schwesta hier, bei der wohn' ich und bin ooch polizeilich gemeldet. Uff Ehre, Herr Wachmeesta, lassense mich ock wieda loofen.“

Aber alles Beteuern hilft ihm nichts. Er muß in die Reihen der Uebrigen, deren Persönlichkeit erst noch näher erforscht wird. Mit einem tückischen Blick auf den Beamten fügt er sich in sein Schicksal.

Ein Mädel, einen knallroten, fleckigen Filzhut auf der zerzausten Frisur, kreischt im schrillsten Diskant auf. „Was wollense denn von mir, hä? Denkense, ich bin so eene, die wo auf den Strich geht? Ich bin een anständiges Mädchen, mein Bräutigam is bloß mal austreten jefangen, der hat die Papiere bei sich.“ Und als der Beamte die Maid am Aermel packt und sie mit sanftem Druck in die Reihen der übrigen Sistierten drängen will, zetert sie in ohrenzerreißenden Fisteltönen auf: „Emil, Emil, Hilfe, zu Hilfe, se wollen mir vergewaltigen . . .“

Ein Schupomann nähert sich mir. Ich habe restlos befriedigende Ausweispapiere in der Tasche. Ich brauche sie nur hervorzuziehen und ich bin frei. Kann gehen, wohin ich will. Zu Hause harrt meiner eine behagliche Stube, ein weiches, sauberes Bett. Eine plötzliche Lust packt mich, das Erlebnis bis in seine letzten Konsequenzen durchzuführen. Ist es Trotz, ist es Neugier oder pure Abenteurersucht? Meine Hand, die schon die geforderten Papiere gefaßt hat, ziehe ich leer aus der Tasche. Die Frage des Beamten beantworte ich mit einem gleichgültigen Achselzucken. Eine Sekunde später bin ich im Kreis jener, die den Weg nach der Wache antreten müssen.

III.

Halbverblaßte Erinnerungen vom Kommiß werden wieder wach. „Antreten zu vieren!“ schnarrt von irgendwoher eine harte, befehlende Stimme. Wir formieren uns zu einem langen, abenteuerlichen Zuge. „Richtung, Fühlung, Vordermann!“ brüllt neben mir ein Kerl mit Schlappmütze und rotem Knüpftuch um den Hals. Er lacht trotz der ungemütlichen Situation übers ganze Gesicht. „Fein, Kinder, heut haben wir freies Nachtlogis und morgen mittag gibt's „blauen Heinrich“. Du, Kamerad,“ wendet er sich an mich, „haste nich eene Zippe? Weeste, es is wohl die letzte, die ich für lange Zeit rooche. Wennse mir erst näher besehen — au Backe!“

Endlich setzen wir uns in Bewegung. Es ist ein peinliches Gefühl, durch ein Spalier Neugieriger zu gehen, von tausend höhnischen, kritischen Blicken gemustert zu werden. Ich habe den Mantelkragen hoch geklappt und gehe mit tief gesenktem Kopfe. Vor mir trottet ein alter Mann im langen, kaftanähnlichen Mantel, der auf dem Rücken einen schweren Karton schleppt. Er bricht fast zusammen unter seiner Last und stößt mich, als er sie auf die andere Schulter rücken will, unsanft an den Schädel. Es ist ein peinlicher, martervoller Weg, der mir trotz der paar Schritte, die wir zurückzulegen haben, eine ganze Ewigkeit zu währen scheint.

Neben mir zanken sich in nicht wiederzugebenden Ausdrücken zwei ganz junge, höchstens fünfzehnjährige Burschen. Aus ihrem Streit entnehme ich, daß sie erst vor drei Tagen aus der Fürsorge entwichen sind und die Absicht hatten, heute nacht bei einem Bäcker in der Scheitniger Vorstadt ein „Ding zu drehen, wobei schwer zu erben war.“ Auf dem Wege dorthin kehrten sie auf den Vorschlag des einen im Wartesaal ein, um Zigaretten zu kaufen, und dabei passierte das Unglück. Sie fielen der gerade in diesem Augenblick mit einer Razzia beginnenden Polizei in die Hände. „Du Lerge, du dämliche, konntste dir deine Glimmstengel nich wo anders koofen?“

Und der andere gibt mit geballten Fäusten zurück: „Hättste nich alle uff emal geroocht, da hätten wa gelangt bis Scheitnig und könnten jetzt schon die „dicke Marie“ haben.“

Als Nachtportier im Stundenhotel

Skizzen aus dem Breslauer Nachtleben.

Von Moriturus.

Langfinger.

Sehr häufig kommt es vor, daß das Hotel nicht nur von Pärchen aufgesucht wird, die dort ungestört einige Stündchen seligen Liebesglücks verleben wollen. Auch allerhand dunkle Gestalten, Verbrechergesindel männlichen und weiblichen Geschlechts, macht sich die traute Zweieinsamkeit zunutze, um im Trüben zu fischen.

Du lieber Gott, neppen tun die kleinen Mädchen, die mit ihrem Kavalier bei uns absteigen, ja alle. Das gehört nun mal mit zu ihrem Beruf, und es nimmt es ihnen auch keiner übel. Daß die eine oder andere Maid ihrem Freier, der nach einer schwülen Liebesstunde fest eingeschlummert ist, ein paar Scheine aus der Brieftasche zieht, das ist auch kein seltenes und weiter nicht aufregendes Ereignis. Fast immer darf sich die Diebin nur kurze Zeit ihres unlauteren Besitzes erfreuen. Denn wenn der Bestohlene seinen Verlust bemerkt hat, braucht er die Diebin nur ernstlich ins Gebet zu nehmen, um wieder in den Besitz seines Eigentums zu gelangen. Auch die ausgekochteste „Nutte“ gibt klein bei, wenn ihr mit der Polizei gedroht wird. Selbst wenn ihr der Diebstahl nicht nachgewiesen werden könnte, hat sie eine Anklage wegen gewerbsmäßiger Unzucht und Stellung unter Sittenkontrolle zu erwarten. Ehe sie das riskiert, rückt sie lieber mit ihrer Beute heraus, flennt ein paar Krokodilstränen, und die Sache ist erledigt. Der bestohlene Kavalier hat überdies noch das erhebende Gefühl, die Rolle des Großmütigen, Verzeihenden zu spielen. Er war froh, sein Eigentum wieder zu erhalten und verzichtete edelmütig auf eine Anzeige. Man hat nicht gern Scherereien mit der Polizei, vor allem dann nicht, wenn der Schauplatz der Freveltat das Fremdenzimmer eines Stundenhotels ist. Ende September wurde einem Kaufmann aus Troppau die Brieftasche mit zehntausend Tschechenkronen in unserem Hotel gestohlen. Der betreffende Herr war in etwas angetrunkenem Zustande mit einem kaum 18 Jahre alten Ding, einem Mädelchen, das mit seinen kornblumenblauen Guckaugen und seinem blonden Wuschelhaar aussah, als ob es kein Wässerchen trüben könne, bei uns abgestiegen. Während der Herr sich ins Fremdenbuch eintrug, hatte die Kleine verschüchtert zu Boden geblickt, die Wangen von der Purpurglut tiefster Scham übergossen. Und als ich das Paar die Treppen hinaufgeleitete, ging sie mit gesenktem Haupt und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Nein, war das noch ein harmloses, grünes Ding. Oben im Zimmer nippte sie in kleinen Zügen, wie ein scheues Hühnchen, den Wein, den ihr Kavalier noch bestellt hatte.

Und am andern Morgen, bei Tagesgrauen, huschte die Kleine die Treppen hinunter. Lautlos, zitternd gleich einem verfolgten Reh. Flüsternd begehrte sie, hinausgelassen zu werden. Der Herr, erklärte sie, schlafe noch. Sie konnte kaum erwarten, daß ich ihr die Tür aufschloß, sah sich mit angstvollen Blicken noch ein paar Mal um und verschwand mit Windeseile um die nächste Straßenecke. Und mit ihr verschwand die Brieftasche ihres Kavaliers, die zehntausend gute Tschechenkronen enthielt und außerdem noch ein nettes Sümmchen deutschen Geldes.

Na ja, die Sache war schmerzlich für den Bestohlenen, für Frau . . ., meine würdige Chefin, und auch für mich. Für mich deshalb, weil ich die heftigsten Vorwürfe zu hören bekam, daß ich das verworfene Geschöpf so ohne weiteres zur Tür hinausgelassen hätte. Der Troppauer Kaufmann, als er den Verlust merkte, bekam beinah einen Schlaganfall, denn die gestohlene Summe war sein gesamtes Vermögen gewesen; der Erlös für sein Geschäft, das er verkauft hatte, um sich jetzt in Liegnitz ansässig zu machen. Auf der Durchreise wollte er sich in Breslau ein bißchen amüsieren, und nun hatte das Vergnügen ein so schmerzliches Ende gefunden. Frau . . . geriet außer sich, als der Bestohlene die Absicht äußerte, die Polizei zu zitieren und nach der Diebin forschen zu lassen. „Mein Haus, mein vornehmes, anständiges Haus!“ jammerte meine korpulente Prinzipalin und rang fassungslos die Hände. „Ich bitte Sie, mein Herr“, stöhnte Frau . . ., „was hat es für einen Zweck, die Polizei zu rufen? Die Nutte ist ein ausgemecktes Luder!“ — Frau . . . verfiel vor Erregung in den Kaschemmenjargon — „da kann die Schmiere lange suchen, bis die sich schnappen läßt. Ich bitte Sie inständigst, schädigen Sie nicht den guten Ruf meines Hotels und holen Sie nicht die Polizei.“

Diese Maßregel war denn auch zum Glück nicht nötig, die fatale Angelegenheit wurde nämlich ohne behördliche Hilfe bestens erledigt. Als ich im Zimmer Umschau hielt, um irgendwelche Spuren zu finden, die auf die Herkunft der Diebin schließen ließen, entdeckte ich im Fell des Bettvorlegers, imitiert Eisbär, einen kleinen Taschenkalender, wie ihn Damen in ihrem Täschchen mit sich zu tragen pflegen. Der Bestohlene erinnerte sich, diesen Kalender am Abend vorher im Besitz seiner Begleiterin gesehen zu haben. Das Büchelchen enthielt allerhand interessante Aufzeichnungen. Neben zahlreichen Daten waren männliche Vornamen und Anfangsbuchstaben des Zunamens eingetragen, daneben eine Adresse und weiter eine hohe, oft sogar zehnstellige Ziffer. Nun, das muß man sagen: die Kleine war nicht nur eine sorgfältige Buchhalterin gewesen, als gewiegte Geschäftsfrau hatte sie es auch verstanden, aus der Gunst, die sie gewährte, nach Kräften Kapital zu schlagen. Verschiedene der Herrennamen waren rot unterstrichen. Offenbar hatte sie bei diesen besonders günstige finanzielle Ergebnisse erzielt. Das Wichtigste aber, das wir in dem winzigen Büchlein fanden, war der Name der Besitzerin. Auf der ersten Seite stand in steilen, kalligraphischen Schriftzügen: Eva-Annemarie P . . ., — — —straße Nr. soundso. Es war eine der vornehmsten Straßen von Breslau-Süd. Herr F., der bestohlene Kaufmann, wollte sofort die angegebene Adresse aufsuchen. Ich hielt ihn davon zurück, denn der aufgeregte Mann hätte wahrscheinlich nichts erreicht, sondern seiner Sache nur geschadet. Die Angelegenheit mußte sozusagen diplomatisch erledigt werden, denn die Diebin war augenscheinlich eine sogenannte „bessere junge Dame“, die die Prostitution nur in aller Heimlichkeit betrieb und nur, weil die Gelegenheit gerade besonders günstig gewesen war, mal lange Finger gemacht hatte. Einiges gutes Zureden, und schlimmstenfalls die Drohung mit der Polizei, würde wohl genügen, sie zur Herausgabe ihrer Beute zu bewegen. Ich schlug dem Bestohlenen vor, daß ich selbst hingehen und mein Glück versuchen wolle. Dem ganz außer Fassung geratenen Mann war alles recht, wenn er nur wieder in den Besitz des Geldes gelangte, und er erklärte sich mit meinem Vorhaben einverstanden. Bevor ich mich auf den Weg machte, schlug ich im Adreßbuch nach, um mich des Näheren über die Herkunft der jungen Dame zu informieren. Richtig finde ich auch unter der im Taschenkalender angegebenen Adresse den Namen des Erzeugers der blonden Fee mit den Unschuldsaugen. Und neben dem Namen steht auch der Beruf: er ist ein besserer Beamter, der eine Stellung innehat, zu der man nur durch akademisches Studium gelangen kann. Ein reizendes Töchterchen hat der Mann; ob er wohl etwas ahnt von dessen Tun und Treiben??

Das Haus in der stillen — — —straße liegt hinter einem schmalen Vorgarten. Schon halb entlaubte Fliederbüsche stehen träumend auf kümmerlichem Rasen. An der Hausmauer bis fast zum Dach empor rankt sich wilder Wein. Das Grundstück macht einen sehr gediegenen, sehr vornehmen Eindruck. Ich überlege, ob ich erst nach dem Herrn Papa verlangen soll oder gleich nach dem Töchterchen selbst. Ich beschließe, das letztere zu tun und hoffe, die Sache so möglichst schnell und geräuschlos zu erledigen. Der alte Herr braucht vielleicht erst nichts zu erfahren. Mein bloßes Erscheinen, so denke ich, wird bei der jungen Dame die Wirkung haben, daß sie das gestohlene Gut herausgibt. Einen Skandal zu erregen, daran habe ich selbst kein Interesse.

Eine ältere, würdige Dame mit glatt gescheiteltem Haar, öffnet mir. Es ist offenbar die Hausdame und Vertraute der Familie. Die Herrschaften, so erklärt sie mir, wären verreist. Das gnädige Fräulein allerdings sei zu Hause; aber ich könne sie nicht sprechen, denn es sei nicht Sitte, daß die junge Dame in Abwesenheit ihrer Eltern Herrenbesuch empfange. Das spricht der Hausdrache mit abweisender Miene. Ein kühler Blick aus grauen Augen trifft mich. Außerdem, so meint die gestrenge Hüterin des Hauses, schlafe das gnädige Fräulein noch, denn es sei erst am Morgen von einem Besuch ihrer Großeltern aus dem Riesengebirge heimgekehrt und habe eine Nacht Bahnfahrt hinter sich.

Ich lasse mich nicht abweisen und beharre, daß ich die junge Dame nur einen einzigen Augenblick lang unter vier Augen sprechen muß. Die Alte läßt sich umstimmen und führt mich in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Schwere, eichene, dunkelgebeizte Möbel, an der Wand zwischen den beiden Fenstern ein riesiger Diplomatenschreibtisch. Auf dem Schreibtisch, in einem kostbaren Rahmen, entdecke ich die Photographie des Haustöchterchens. Die großen, blauen Augen blicken verträumt auf einen Strauß Feldblumen, den sie im Arm trägt. In schwärmerischer Pose lehnt sie an einem Gartenzaun, zu ihren Füßen kauert ein mächtiger Bernhardinerhund, den zottigen Kopf zwischen den Vorderpfoten. Das Bild ist augenscheinlich eine Amateuraufnahme: Idyll aus der Sommerfrische.

Da öffnet sich auch die Tür zum Nebenzimmer, und Fräu

Hungernde Halbwelt

Etwa vor einem Jahr, als das Schiebertum blühte, und auch die Kaufmannschaft Zeiten hatte, wie sie sie wohl kaum noch mal erleben wird, hatte die Halbwelt ihre Glanzzeit. Da warfen die Leute mit dem Gelde um sich, alle Weinstuben und Bars waren überfüllt. Und dann, nach Lokalschluß, gingen die Herren Kavaliere die Straßen entlang und nahmen sich, bloß um noch nicht nachhause gehen zu müssen, ein Weib. Die Frauen vom Tauentzienplatz verdienten so viel Geld, daß sie fast übermütig wurden, und auch die kleineren Halbweltfrauen konnten leben. Der Lebensunterhalt war damals noch nicht so teuer wie heute, und auch der Arbeiter, der Kunde der Frauen von der Goldeneradegasse und ähnlicher Laufstraßen der Dirnen, unternahm mal ganz still und leise einen Ausflug in eines der vielen Dirnenquartiere. Heute ist das Brot zu teuer, als daß der gewöhnliche Sterbliche noch das Geld für Schnaps und Weiber übrig hätte.

Die Halbwelt hungert, die elegante Klassefrau ebenso wie die kleine Sittenfrau von der Krullstraße. Fremdenverkehr, der bisher noch etwas Betrieb in das tote Breslau brachte, gibt es nicht mehr, und der ansässige Breslauer ist von Grund auf ein zu solides Haus, als daß er eine lohnende Kundschaft für die Halbwelt abgeben könnte. Und selbst, wenn er mal einen Seitensprung machen wollte, hätte er noch nicht das Geld dazu.

Es ist draußen hundekalt, durch die Straßen pfeift der Novemberwind. Um zwei Uhr nachts ist kaum noch ein Mensch auf der Straße zu sehen. Nur die Schupo patrouilliert langsam auf und ab. Und nach den Schupobeamten schielen mißtrauisch Dutzende von frierenden, mit den Zähnen klappernden Gestalten: Sittenmädchen.

Zum Teil schon von sieben Uhr abends stehen sie an den Straßenecken und vor den Haustüren. Sprechen geschäftstüchtig jeden Mann an, der vorbeikommt, gehen ihm noch ein paar Schritte nach und versuchen es mit allen Mitteln ihrer Ueberredungskunst. Und wenn sie nach stundenlangem Warten noch immer nichts verdient haben, dann drücken sie sich in eine Ecke, denken daran, daß sie noch die hohe Miete an die Wirtin zu zahlen haben, daß sie für morgen noch nichts zu essen haben. Und weinen und wimmern.

In der oberen Teichstraße, an der Nachodstraße, steht ein Massenaufgebot von Sittenmädchen. In dieser Gegend sind die berühmten, berüchtigen Absteigequartiere der Nachodstraße, und die Mädels halten sich immer möglichst in der Nähe dieser Quartiere. Etwa zwanzig Frauen kann man in dieser Gegend herumstehen oder die Straße entlangtrippeln sehen. Von sechs Uhr abends bis in die Nacht hinein stehen die Frauen hier. Frieren und hungern. Stehen oft drei, vier Tage auf der Straße, ohne etwas zu verdienen. Und müssen trotzdem die hohen Mieten an die Wirtinnen zahlen. Selbst der Tauentzienplatz, der Liebesmarkt der besseren Halbweltlerinnen, weist mehr Angebot an Frauen auf als Nachfrage. Trotz aller Geschäftstüchtigkeit stehen viele der Frauen vom Tauentzienplatz tagelang vom frühen Abend bis in die tiefe Nacht hinein auf ihrem Platze, ohne daß sich nur ein Mann findet, der die paar Goldmark, die sie fordert, bewilligt.

Auch die Halbwelt hat, man lache nicht, bereits die Goldwährung eingeführt. Es werden aber auch Devisen jeder Art in Zahlung genommen. Die Zeit der Tschechenkavaliere, die mit den Hundertkronenscheinen um sich warfen, ist vorbei. Die paar Tschechen, die herkommen, sind entsetzt über die hohen Preise. Sehen sofort, daß sie hier, trotz des hohen Kronenstandes, bedeutend teurer leben als drüben und fahren schleunigst nachhause. Auf den Gedanken, sich noch für eine halbe Billion oder mehr eine Frau zu nehmen, kommen sie garnicht.

Ein Schnaps an der Bar kostet heute durchschnittlich vierzig Goldpfennige. Also etwa sechzig Milliarden. Es finden sich nicht mehr viel Kavaliere, die sich, wie einst in besseren Zeiten, auf die hohen Barschemel setzen und einen Schnaps nach dem anderen bestellen. Wenn auch die Billion heute keine Riesensumme mehr ist, gibt man sie doch lieber für etwas Gescheiteres aus als für ein paar Schnäpse an der Bar. Und auch die solideren Lokale, die Cafés und Bierstuben, sind erschreckend leer. Mit dem Aufhören des Betriebes in den Lokalen und dem kolossal zurückgegangenen Alkoholverbrauch ist auch eine schlechte Zeit für die bessere Halbwelt angebrochen. Früher, als noch die Bars überfüllt waren von jungen und alten Kavalieren, die das Geld mit vollen Händen ausgaben, fand man stets in der Gäste Schar ein paar elegante Frauen, die speziell in den Bars und ähnlichen Lokalen auf Fang ausgingen. Und sie fanden stets etwas. Stets fingen sie sich einen mehr oder weniger angeheiterten Kavalier ein. Auf das Lokalleben war und ist ja schließlich die gesamte bessere Halbwelt angewiesen. Auf die Straße können diese Frauen, die nur für bessere Kavaliere zu haben sind, nicht gehen. Bei Lieb'ch, in der Roten Mühle und in zahllosen kleineren Bars und Likörstuben haben sie ihren Stammsitz. Und diese Lokale sind jetzt leer, ohne Betrieb. Und die Frauen darben und hungern. Und wenn sie wirklich mal einen ihrer alten Bekannten treffen, der früher an einem Abend ein Dutzend Flaschen Schampus ausgab, und sie versuchen, von ihm etwas herauszuschlagen, dann bekommen sie von dem einst so feudalen Kavalier sicher die Antwort: „Ich bin selbst parterre, liebes Kind, und weiß noch nicht, wovon ich morgen das Mittagessen bezahlen werde.“ — — —

Ich schrieb hier lange Spalten über das Elend, das jetzt in Halbweltkreisen herrscht. Nicht etwa, um das Mitleid der Bürger für diese Frauen zu erregen, die sich ja schließlich ihr Elend selbst verschuldet haben, sondern um zu zeigen, daß das Leben der Kurtisanen nicht das ist, was sich der Laie darunter vorstellt: ein Leben ohne Arbeit, in Wohlsein und Uebermut. Kein Verhängnis kann eine Frau so hart treffen wie das eine: sich von der Feilhaltung ihres Körpers nähren zu müssen, gezwungen zu sein, sich jedem Kerl der Straße hingeben zu müssen, der Geld hat.

Es gibt Sittenfrauen, die es fertiggebracht haben, dem Dirnenleben wieder den Rücken zu kehren und sich wieder eine bürgerliche Existenz zu erobern. Doch diese Fälle sind zu zählen. Die meisten Frauen enden, wenn sie erst einmal unter Sittenkontrolle gekommen sind, auch als Sittendirne in irgend einer düsteren Gasse. Das Dirnenleben zerrüttet Körper und Geist. Macht gegen alles apathisch. Und wenn die Dirne erst ein, zwei Jahre unter Sittenkontrolle steht, ist sie meist abgestumpft gegen alles, was nach bürgerlichen Begriffen noch rein und heilig ist. Sie lebt nur noch in ihrem Milieu fühlt sich wohl darin und könnte sich in bürgerlichen Verhältnissen nicht mehr zurechtfinden.

Es gibt auch Ausnahmen. Es gibt Sittenfrauen, die nach langjährigem Dirnenleben sogar sehr solide und brave Ehefrauen geworden sind. Doch derartige Fälle sind Ausnahmen. Und bestätigen im Prinzip nur die Regel: daß eine Frau, die erst einmal unter Sittenkontrolle gestanden hat, erledigt ist für das bürgerliche Leben. Und einst nach einem mehr oder weniger trübseligen Leben als Dirne, irgendwo in den düsteren Gassen endet. Oder, wie es in einem alten Dirnenliede etwas kraß, aber wahr heißt:

„Wir endigen mal alle
als Toilettenfrau — —“ —

Edga.

Im Pelz

Schöne Brillanten, schöne Frauen und schöne Pelze gab es früher nur in Rußland. Der Russe war Kavalier, gab für eine Frau sein Vermögen und schickte, wenn er in Stimmung war, irgend einer kleinen Ballettfrau, die er für eine Nacht besitzen wollte, ein Brillantenkollier auf die Bühne. Und in Rußland, dem Lande, in dem das Tragen von Pelzen zu Hause war wie in sonst keinem Lande Europas, trieb man auch einen Aufwand mit Pelzen, wie ihn sich heute selbst der reichste Deutsche nicht mehr erlauben kann. Die russischen Großgrundbesitzer hatten in ihren Equipagen Wagendecken aus sechs zusammengenähten Weißfüchsen. Die Kutscher trugen Pelze aus Pelzwerk, wie man es heute als Futter für die feinsten Luxuspelze benutzt. Lyda R., Rußlands schönste Tänzerin, die noch vor etlichen Jahren im Czarnykot in Warschau in einem Kostüm tanzte, das mit Hunderten von Brillanten besetzt war, und die heute an einen deutschen Industriellen verheiratet ist, bekam von ihrem damaligen Freunde, einem Lodzer Industriellen, während eines Winters zwei Zobelpelze und einen Hermelinmantel, der wohl der schönste Deutschlands ist.

Es gibt noch schöne Frauen in Rußland, aber keine Kavaliere mehr, die einer Frau Brillantenkolliers und Zobelpelze schenken können. Rußland ist verarmt. Und in Deutschland? Die Frau, die heute einen Pelzmantel trägt, hat ihn sicher nicht in diesem Jahre bekommen. Der billigste Pelz ist heute ein

Objekt von ungezählten Billionen. Und selbst der reichste Kaufmann hat heute, in der Zeit der Geldknappheit, nicht das Geld dazu übrig, seiner Frau oder Freundin für ein paar hundert Billionen einen Pelzmantel zu kaufen.

Der meistgetragene Damenpelzmantel ist heute der Sealmantel. Seal! Meist ist es zwar nur „Seal electric“, sealartig verarbeitetes Kaninchenfell, aber nur der Kenner kann es vom echten Seal unterscheiden. Ein echter Sealbisam-Mantel ist heute fast unerschwinglich. Desto anerkennenswerter ist es also, wenn sich noch ein Kavalier findet, der einer Frau ein derart kostbares Präsent macht. Ein Breslauer Herr der ganz exquisiten Gesellschaft verheiratete jüngst seine langjährige Freundin an einen besseren Angestellten. Er bezahlte die Hochzeit, gab der Frau eine stattliche Mitgift, und, als Hochzeitsgeschenk, noch einen echten Sealbisam-Mantel. Wahrscheinlich als endgültige Abfindung. Nobler Kavalier!

Trotzdem jede zehnte Großstadtfrau heute einen echten oder halbechten Sealmantel besitzt, und der Besitz eines solchen als nichts Extravagantes mehr gilt, hat doch der Sealpelz noch mancherlei Reize an sich. Kein Fell ist so glatt, so seidenweich und schmiegsam wie Seal. Und Margot K., die schöne Breslauer Kokotte, die jetzt ihren festen Freund hat und solide geworden ist, empfing ihre Freunde zum Nachmittagstee: nur in langen Seidenstrümpfen und Saffianpantöffelchen, und auf dem nackten Körper den Sealpelz.

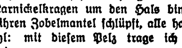
Das amerikanische Opossum, borstig und grantig, ist das Fell der vergangenen Mode. Jedes weibliche Wesen hält es heute für unbedingt notwendig, selbst das mieseste Kleid oder Kostüm mit ein paar Fetzen amerikanischen Opossums zu besetzen. Und weil gerade dieses Fell langsam das bevorzugteste Pelzwerk der Kreise geworden ist, die sich keinen wirklichen Pelz leisten können, und sich daher mit aufgehefteten Kragen und Manschetten begnügen müssen, die sie mal auf das und mal auf das Kleid nähen, ist das amerikanische Opossum als vornehmes Pelzwerk ganz außer Gebrauch gekommen.

Maulwurf ist große Mode. Aber unheimlich teuer. Und daher sieht man ihn wenig. Genau so geht es den alten, gediegenen Pelzarten: Nerz, Skunks, Zobel, Hermelin, Persianer, Breitschwanz. In heutiger Zeit, in der wir armen Billionäre uns kaum sattessen können, gibt es kaum einen Menschen, selbst in den Kreisen der ganz großen Kaufleute, der das Herz hätte, für einen Zobelmantel ein paar Billiarden auf den Tisch zu legen.

Auch die Katzenjacke ist heute schon ein schier unerschwinglicher Luxus geworden. Voriges Jahr noch schenkte jeder Ladenjunge, der mit kleinen Schiebergeschäften ein paar Scheine verdient hatte, seinem Kätzchen eine Katzenjacke. Und tatsächlich sah man voriges Jahr geradezu unheimlich viele Katzenjacken. Das Renommee der Katze ist allerdings durch diese Mode gründlich verdorben worden. Was wurde und wird nicht alles als Katzenjacke getragen! Angestrichene Hasen- und Kaninchenfelle, Plüsch und Flausch wurden als Katzenfelle hergerichtet. Und von zehn Nutten trugen voriges Jahr mindestens fünf solch eine imitierte Katzenjacke.

Es wird kalt. Wer einen Pelz besitzt, holt ihn aus dem Schrank, sieht nach, ob die Motten noch etwas von ihm übrig gelassen haben. Und ob sich das kleine, halbverhungerte Strichninchen den schäbigen Karnickelkragen um den Hals bindet, oder die grande dame in ihren Zobelmantel schlüpft, alle haben sie das erhebende Gefühl: mit diesem Pelz trage ich ein Billionenvermögen auf mir.

Wir armen, verdalleften Billionäre! — — —



Breslauer Kabaretts

Ein Rückblick ohne Ausblick.

Alle Märchen pflegen mit der traditionellen phraseologischen Formel „Es war einmal“ zu beginnen. In unserem Falle können wir im umgekehrten Beweisverfahren von der Tatsache ausgehen, daß Breslau heute keine Kabarettstadt mehr ist, daß also als Schlußfolgerung betrachtet, unsere kühne Behauptung ein schönes Märchen ist. Damit könnte der ganze aufsehenerregende Vorfall beendet sein, wenn es nicht ein an sich gar nicht unangenehmes Unterfangen wäre, etwas in diesem noch ungeschriebenen Märchenbuche zu blättern.

Fangen wir beim Anfang an und gehen wir den Spuren der inneren und äußeren Entwicklung nach, wann und wieso Breslau einmal auf kurze Zeit eine Kabarettstadt wurde. Als der Krieg ausgetobt hatte, atmete zunächst einmal alles erleichtert auf, reckte die Arme, gähnte, und ein die Strapazen eines fast fünfjährigen Krieges mit einem Ruck über Bord werfendes „Uff“ entrang sich den di- und perversen Heldenbrüsten. Man gewöhnte sich verhältnismäßig schnell wieder an geordnete hygienische und sanitäre Verhältnisse, stellte sich mit Geschwindigkeit vom Strohsack auf die Daunenbetten um und erinnerte sich gerade zur rechten Zeit an das schöne Goethewort: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich schrei'n.“ Das war es nämlich, was man draußen im Schlachtengetümmel, beim Geschützdonner, total vergessen hatte; nicht besser war es der zuhause gebliebenen Jugend ergangen, der das „Schreien“, genau gesagt: das gelegentliche Austoben auf der Tanzfläche, behördlicherseits in getreuer Befolgung der Parole „Aus-, Durch- und Maulhalten“ verboten war. Der Mensch aber hat das unbedingte Bedürfnis, das ihm keine Macht der Welt streitig zu machen imstande ist, weil es in seiner Natur wurzelt, sich gelegentlich einmal auszutoben, und wenn eine natürliche Regung durch fünf lange Jahre künstlich unterdrückt wird, so ist eine gewaltige, elementare Reaktion die unausbleibliche Folgeerscheinung.

Die ersten täppischen Vorläufer dieser Reaktion, die schon Ende 1918 einzusetzen begann, waren all jene Stätten und Lokale, in denen „vornehm“ getanzt wurde. Barmherziger Leser, der du nur einmal davon g e h ö r t hast, wie die ersten, im Schritt und Rhythmus noch völlig unbekannten Foxtrots geschoben wurden, schicke ein Stoßgebet zum Himmel für alle die Armen, die das einmal mitzuerleben verurteilt waren. Indeß keine überlange Zeit verging, und Foxtrot war schon derart Allgemeingut des Volkes geworden, daß man tatsächlich daran denken konnte, ihn vornehm zu tanzen. Doch dazu fehlte vor der Hand das Milieu.

Da schuf im Sommer 1919 voraussichtlicher, spekulativer Unternehmungsgeist in dem weltberühmten Liebichschen Etablissement ein ganz nach reichshauptstädtischem Muster eingerichtetes und aufgezogenes Kabarett in Verbindung mit einem für Breslauer Verhältnisse den Gipfel an Prunk darstellenden Tanzpalast. Breslau hatte seine Sensation, und alle Welt, die aus Standes- und sonstigen Rücksichten in Morgenau nicht zum „Schwof“ gehen konnte, fröhnte fortan dem Modetanz in Liebichs Tanzpalast. Und selbst jene alten Jubelgreise, die sonst wenigstens einmal im Monat „dringend geschäftlich“ nach Berlin reisen mußten, um in Wirklichkeit dort in Begleitung einer liebenswürdigen Huldin mal ins Brettl zu steigen und sich à Konto der nächsten öden Wochen zu amüsieren, riskierten lieber einen Besuch in Liebichs Tanzpalast, als die zweifelhaften Annehmlichkeiten einer D-Zugfahrt in jenem Winter. Auch ein anderer Umstand begünstigte in hervorragendem Maße die Kabarett-Konjunktur: die oberschlesische Besetzung. Durch sie kam internationales Leben nach Schlesien, und die Kulminationspunkte dieser entschieden interessanten Buntheit von Rassen und Völkern bildeten Breslau auf der einen und Kattowitz auf der anderen Seite. Die zahlreichen hohen Entente-Offiziere bezogen ein selbst für damalige nur wenig vom Friedensstande abweichende Geldverhältnisse übermäßig hohes Gehalt, nach dem sich in der Vorkriegszeit ebenso hohe wie verschuldete preußische Offiziere nicht einmal im Traum gesehnt haben dürften. Und was lag näher, als die mühelos in den Schoß gefallene Gabe der spendabeln Republik ebenso mühelos wieder auszugeben. Dieses Vorhaben in einem solid-bürgerlichen Lokal auszuführen, wäre aber eine Preisaufgabe gewesen, und so bevorzugten die Herren von der entente cordiale, die auch tatsächlich noch außerdem immer etwas fürs bezw. gegens Herz mitzuführen pflegten, jene Lokale, in denen das Geldausgeben keine übermäßigen Extraanstrengungen erforderte. So konnte Breslaus erstes weltstädtisches Kabarett nicht nur florieren, nein, es erwies sich bald als zu klein, und es erscholl der Ruf nach weiteren Etablissements dieser Art.

Da eröffnete, gerade zur rechten Zeit, am 16. Oktober 1919, das Figarotheater in der Bischofstraße seine Pforten. Hier erwies sich besonders die eigenartige, architektonisch durch die enge elliptische Rundung des Raumes und stilistisch durch die zierliche Rokokobauart hervorgerufene Intimität des Zuschauerraums als ein Lockmittel fürs Publikum, und selbst als vor Monaten unliebsame innere, albernerweise auf das vollkommen unschuldige Theater hinausgespielte Zwistigkeiten durch die seitens des Hauswirtes einsetzenden Schikanen den Aufenthalt im Theater zu allem andern als einer Annehmlichkeit gestalteten, blieb das Stammpublikum treu. Inzwischen ist auch hier wieder eine gewaltige Besserung eingetreten.

Diese Neugründung blieb dann auf über zwei Jahre die letzte. Da taten sich am 10. Dezember 1921 gegenüber dem Figarotheater, im Hotel „König von Ungarn“ die „Künstlerspiele“ auf, die anfänglich reines Kabarett boten, in den späteren Monaten aber durch die Einfügung von akrobatischen Salon-Nummern die Grenzen des Kabaretts überschritten und mit dem intimen Varieté liebäugelten. Bereits im Mai dieses Jahres mußte dieses Unternehmen wegen des Verkaufs des Grundstücks schließen, sein Direktor ist inzwischen als künstlerischer Leiter in seine ehemalige Konkurrenz vis-à-vis eingezogen.

Die jüngste Kleinkunstbühne Breslaus, die „Bonbonnière“, entstand im September 1922, gerade in jener relativ ungünstigen Zeit, als der bis dahin sinnlich bescheidene Pascha Dollar seine ersten kräftigen Expansionsbedürfnisse entwickelte, die er ja bis heutigentags fortzuentwickeln nicht unterlassen hat. Diesem Kabarett war denn auch die kürzeste Lebenszeit beschieden, obwohl es an schwerem Geschütz nicht fehlte. Aber die Volltreffer platzten zu sehr an der Stadt-Peripherie. Die Lage im Kleinburger Vorort trägt entscheidenden Anteil an dem schnellen Ende der „Bonbonnière“.

Wenn ich des ältesten, noch heute bestehenden Kabaretts erst jetzt Erwähnung tue, so soll das kein Zeichen von Geringschätzung gegenüber der „Kaiserkrone“ sein. Sie ist auf ganz anderer Basis aufgebaut als die übrigen Unternehmen des gleichen Genres. Sie ist das Kabarett für jene Leute, denen es nicht gleichgültig ist, ob sie der Abend 200 Milliarden oder 5 Billionen kostet, und die nicht eine Kleinkunstbühne aufsuchen, um nicht viel Geld loszuwerden und am nächsten Tage jedem, der es gar nicht wissen will, die Kostenrechnung des glücklich totgeschlagenen Abends aufzutischen. Dementsprechend sind auch die Programme: gutes, erprobtes Ueberbrettl, auf dem man nicht selten bekannten Namen begegnet.

Das Ziehen des Fazits nun macht einigen Kummer! Bis hierher reicht der Rückblick. Und der Ausblick?? Das Liebichsche Kabarett: geschlossen, Künstlerspiele und Bonbonnière: desgleichen. Das Figarotheater ist in der Metamorphose zum Revuetheater begriffen und wahrt nur noch mit einem kleinen Teil des Abendprogramms gepflegte Kabaretttradition.

Die allmähliche Abwanderung der Artisten von Ruf nach dem valutastarken Auslande und die hohen Reisespesen müssen mit der Zeit alle Betriebe dieser Art zermürben, und uns bleibt nur die schöne Erinnerung. Die Erinnerung an jene schier unvergeßlichen Glanzzeiten des Figarotheater, wo die forsche Aenn Hänsinger ihr Wandervogellied und das pikante „Gummi elasticum“ vortrug, wo die Geschwister Küchenmeister-Duncan mit ihren holden Tanzschöpfungen die Aera eines neuartigen Kabarett-Tanzes heraufzubeschwören schienen, und Fritz Werner mit Bodo Serp um die Palme des trockenen, schnoddrigen-Humors rang. Oder den denkwürdigen Juni 1922 in den „Künstlerspielen“, allwo eins der groteskesten Bühnenpaare allabendlich mehrmals unter stürmischem Applaus „nach Kanada auszog“: Lotte Werkmeister und Paul Westermeier, Und jetzt? Es ist die Stimmung, um selbst nach Kanada auszuziehn! Breslau ist, vorläufig wenigstens, eine Kabarettstadt g e w e s e n.

Otto Wildenhayn.

Harlekin

Von Ed Golland.

Zwanzig große, weiße, gleißende Bogenlampen sandten ihr Licht in das Zirkuszelt, sandten ihr Licht in schweißduftende, menschenüberfüllte Galerien, in plüschbezogene, schäbigelegante Logen. Und blinkten auf den blanken Geschirren der trabenden Schecken der springenden Ponys, blinkten im gelben Sand der Manege. Zweitausend Augen strahlten und lachten, zweitausend Hände hoben sich zu schallendem Applaus, gehorsam folgte der in silberglitzerndes Geschirr geschnallte Hengst dem Schenkeldruck der hageren Reiterin und setzte noch einmal über die hohe, weiße Barriere hinweg. Empfing schnuppernd sein Stück Zucker und trabte wiehernd aus der breiten Manege.

„Hoppla he he he!“ — lachend und strahlend und die Glieder verrenkend, jagte in buntem Kleid der grell geschminkte Clown auf dem jungen Falben in die Manege. Sprang im Reiten mit gekreuzten Beinen von dem Gaul, hängte sich schreiend an seinen Schwanz, zwickte ihn johlend in die schlanken Beine, und das Publikum lachte aus vollem Halse. Und dann hielt er das Pferd an den Zügeln fest, setzte ihm einen alten Strohhut auf und verbeugte sich grüßend vor dem Pferde. Und es griff ihn mit dem Maule am Hosenbund und trug ihn in der Manege herum. Und legte ihn dann in den gelben Sand und trabte wieherndhinaus. Und das Publikum lachte und lachte. Der Clown aber setzte sich auf einen Stuhl und schnitt weinerliche Grimassen. Und schoß dann einen plumpen Purzelbock, wälzte sich noch einmal in seinem blutroten Rock im gelben Manegensand, jodelte übermütig einen grellen Schrei in das Publikum und kroch auf allen Vieren hinaus. Und die Leute lachten und jauchzten.

Er war kaum neunzig Zentimeter hoch und hatte die Figur eines verwachsenen Kindes. Nur sein Gesicht zeugte davon, wie alt er sei. Es war das verrunzelte, zerfurchte, schminkezerfressene Gesicht eines vierzigjährigen Komödianten. Manchmal, wenn er in die Garderobe der schönen Schulreiterin kam, um ihr etwas zu holen, stellte er sich vor den hohen Spiegel und blickte sich einen Augenblick an. Und wandte sich entsetzt ab. Und sprang schnell in die Manege hinaus und schnitt seine schönste Grimasse. Und wenn das Publikum dann johlte und schrie, dann beruhigte er sich über das, was er im Spiegel gesehen. Nur manchmal nachts, wenn alles in den weiten Zirkushallen schlief, wenn durch die heuduftenden Ställe die Wächter gingen, ob kein Pferd sich im Halfter verwickelt habe, wenn der Bändiger allstündlich nach seinen Löwen sah, ob die junge Löwin sich nicht wieder mit dem Löwen beiße, wenn die Hunde lauernd durch die Zelte schlichen und kläffend aufbellten, wenn sich etwas rührte, wenn in den Wohnwagen alles fest schlief, und der alte Akrobat wie ein brauner Bär schnarchte, dann schlich sich der Clown in den Garderobenraum vor den hohen, halbblinden Spiegel. Setzte sich mit gekreuzten Beinen auf eine Strohmatte und dachte lange nach. Und starrte mit großen, toten Augen in ferne, endlose Leere.

Er hatte einmal eine kleine Schwester gehabt, ein schwarzhaariges, schlankes Mädel. Er war damals kaum zwanzig Jahre alt, und sie war ein Kind von vier Jahren. Und als er hinauszog in die weite Welt, da gab er dem Kinde ein kleines goldenes Band mit dem Bilde der heiligen Mutter von Kasan. Oft dachte er an das blasse Kind mit den großen, braunen Rehaugen. Es war das Einzige, was ihn noch nach der Heimat zog, dieses Kind noch einmal zu sehen. Ob es auch zum Zirkus gegangen war, wie sein häßlicher, verwachsener Bruder, er wußte es nicht, er träumte nur davon, denn das Zirkusblut steckte bei ihnen in den Adern. Der Vater war ein alter, vertrunkener Komödiant, und er, sein Sohn, ein verwachsener Clown. Und die Tochter ritt wohl die hohe Schule, denn sie war schon damals gut gebaut, und Reiten wird gut bezahlt. Ein Papierfächer hing an der Wand, mit Photographien und Blumen besteckt. Erinnerungen der Schulreiterin an Verehrer, Erfolge, Schäferstündchen. Gleichgültig sah der Clown auf das Bild eines Kindes, eines schwarzhaarigen, schlanken Mädchens. Er nahm es in die Hand und lachte leis, und was er schon lang geahnt und erträumt, das sah er an dem Jugendbild der Schulreiterin. Sie war seines Vaters Tochter. Eigentlich seine Schwester, doch sie kannte ihn nicht. Und sie brauchte ihn auch nicht kennen. Und auf einmal kam es über den verkrüppelten Zwerg, als triebe ihn ein böser Geist zu der Schwester. Sie kannten sich jetzt drei lange Jahre, sie sprang mit ihren Schimmeln durch brennende Reifen, er schnitt seine Grimassen. Und sie kannten sich nicht, der Clown und die Kunstreiterin. Wenn er jetzt zu ihr ging und ihr sagte, wer er sei, ob sie sich freuen oder schämen würde? Er war ein Krüppel, aber ihr Bruder blieb er doch. Und sie hatten sich als Kollegen gern.

Er schlich durch die Zelte an dem Löwenkäfig vorbei, überkletterte die Pferdeboxen und Kajen, schlich über den Hof zu den Wohnwagen hin und lauschte, ob ihm keiner folge. Und klammerte sich an die Deichsel des Wagens, in dem die schwarze Kunstreiterin schlief. Und die gelbe Dogge, die unter dem Wagen lag, sprang auf und stürzte sich fauchend auf ihn. Und riß ihn von der hohen Deichsel herunter. Und sein Kopf schlug auf das harte Pflaster auf, ein Blutstrom schoß ihm aus dem Munde. Und dann blieb er starr und steif und kalt. Die Dogge legte sich ruhig unter den Wagen.

Von dem leisen Geräusch wachte die Schulreiterin auf. Sah zum Fenster und rief nach dem gelben Hund. Er meldete sich, und sie schloß beruhigt das Fenster. Wenn der wachte, geschah ihr nichts, und sie legte sich in die Kissen zurück. Und grübelte und schlief nicht ein. Denn plötzlich heulten in den Käfigen die Löwen, die Pferde scharrten, die Wölfe bellten, die Wächter stießen mit den Stangen nach den Tieren und fluchten. Doch sie heulten weiter und beruhigten sich nicht.

Die Kunstreiterin blickte gähnend ins Leere. Dachte an ihre Schimmel, daß denen nichts geschähe, dachte an die Löwen, ob die wieder sich bissen, dachte an die Akrobaten, die sich täglich betranken, dachte an den kleinen, verwachsenen Clown. Und lachte leise in sich hinein! Manchmal sah er sie so traurig an, als wäre er in sie verliebt. Oder schien es ihr nur so, sie mußte stets, wenn sie ihn sah, an den Vater denken, der ihr einmal erzählte, daß sie einen Bruder habe. Der sei ein kleiner, verwachsener Clown. Von ihm habe sie das kleine Kettchen am Halse. Wenn der Clown ihr Bruder wäre, der kleine Clown, dann könnten sie beide einen Zirkus aufmachen, sie mit ihren Schimmeln, er mit seinen Grimassen. Und dann kauften sie bald neue Pferde hinzu. Und sie würden reich, der Clown und sie. Doch sie hielt leise lächelnd in den Gedanken inne. Und schauderte leise und lachte befreit. Der verwachsene Clown ihr Bruder — es war nur ein böser Traum.

Als die Reiterin am Morgen in den Zirkus kam, hatte man den kleinen Clown in der Manege aufgebahrt, mit einer Binde um den zerschmetterten Kopf. Und der Direktor trat leise zu der Reiterin und nahm ihre Hand und drückte sie sanft. Und sie hörte, daß ihr Bruder tot sei. Alle im Zirkus hatten es gewußt, daß sie die Schwester des Clowns Charley sei. Nur ihr selbst hatte man es nicht gesagt. Jetzt war er tot. Von ihrem Hunde zerfleischt. Jetzt brauchte sie sich seiner nicht zu schämen.

Drei Tage darauf trug man den kleinen Sarg hinaus. Die Löwen brüllten hinter den Eisengittern, die Wölfe heulten, die Hunde kläfften, die Pferde wandten die Köpfe nach dem traurigen Zuge. Die Kollegen legten weiße Lilien auf den Sarg, der Direktor einen großen Kranz von roten Rosen. Die Kunstreiterin beugte sich über den Sarg. Legte ein goldenes Kettchen darauf. Mit dem Bilde der heiligen Mutter von Khasan.

Und abends geigten wieder die hageren Zigeuner, und die Hengste jagten durch die helle Manege, und die Löwen gähnten und zeigten ihre Künste und die Kunstreiterin ritt durch brennende Reifen. Und lachte dem jauchzenden Publikum zu. Und krachend jagten die Schimmel hinaus, die Reiterin knallte ihnen die Peitsche um die Ohren und schrie ihr gellendes „Hoppla he he he!“ Und die Manege schallte von Beifall.

Und draußen legte sie sich neben den schlanken Hengst und wimmerte und weinte die ganze Nacht um ihren kleinen, verwachsenen Bruder. Die Löwen brüllten, die Wölfe heulten, der schlanke Hengst beschnupperte die Frau neben sich. Und draußen spielte die Zigeunermusik, lachende rotbefrackte Zigeuner.

Zirkusblut, — Manegenzauber — — —

Redaktions-Briefkasten

B. Der Preis von 2 Billionen Mark für eine Flasche Gräger-Sekt, wie er Ihren Angaben nach zum Nachtfest in der „Ch.“ in voriger Woche gefordert wurde, ist Nepp. Das einzige Mittel, derartiger Ausnutzung der Gäste entgegenzutreten: man meidet fortan das Lokal.

Br., Chr. und andere! Unser Artikel über die „Vier Jahreszeiten“ hat nicht nur bei Ihnen, sondern in allen Kreisen Anklang gefunden. Doch die Herren Stammgäste sieht man auch jetzt wieder vor dem Lokal stehen, das Trottoir versperren und Geschäfte machen. Wenden Sie sich mit Ihren Beschwerden an die Polizei, vielleicht entschließt die sich endlich, mal etwas gegen diese Zustände zu tun.

L — — —e. Der Bewußte ist ein bekannter Zocker, lebt vom Spiel und spielt auch den Buchmacher. Wenn Sie behaupten, daß er falsch spielt, können Sie recht haben. Aber Sie müssen es ihm schon beweisen, der Verdacht nutzt nichts.

E. G.

Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!
Betrieb! Betrieb!

Kahl's Weinstuben
Kl. Groschengasse 40
An der Schweidnitzerstraße
Kalte und warme Küche
zu jeder Tageszeit
Gut gepflegte Weine
Täglich 7½ Uhr:
KONZERT

Betrieb! Betrieb! Betrieb Betrieb!

Holländisch Buffet
Sonnenstraße 33
Das vornehm-solide Speisehaus
Erstklassige **oberschlesische** Küche
Gepflegte Biere! ★ ★ Zivile Preise!
Treffpunkt der Oberschlesier!
I. V.: PAUL RURAINSKI

Konzertgeige
(alte französische 1782) großer voller Ton, gegen Höchstgebot **zu verkaufen.** Habe die Geige 1902 für 2000 Mark gekauft.
Offert. unt. G 2000 an „Die Nachtpost“, Breslau, Sadowastr. 11.

Zwei Mädel sitzen auf der Bank, dicht aneinandergedrängt, wie zwei verschüchterte Vögelchen. Aus ihren Kleidern strömt süßlicher Parfümduft. Die ganz gleichen, hellmodefarbenen Kostüme sind arg zerknittert; die eine hält den Hut auf dem Schoß, ihre Frisur ist in Unordnung, braune Löckchen hängen ihr wirr um die Stirn. Mit tröstenden Worten spricht sie auf ihre halblaut schluchzende Freundin ein:

„Mach doch keenen Quatsch, Miezel Was könnense uns schon machen? Höchstens sechs Wochen, mehr gibt's nich, und zu Weihnachten sind wir wieder draußen. In Kletschkau is es nich so schlimm, viel besser wie uff der Sternstraße. Na, und die Kontrolle is noch lange nich das Schlimmste. Eenmal kriegen wa se doch, und da is man wenigstens die ewige Angst los ..."

Neben mir die Tür wird alle Augenblicke aufgerissen und der Raum speit dann jedesmal ein paar Brocken von seinem Inhalt aus. Mehrere Plätze sind auf den Bänken frei geworden, ich setze mich übermüdet neben die immer noch halblaut tuschelnden Mädel. Wirre Gedanken zucken mir durchs Hirn, peinigende Bilder steigen vor meinen Blicken auf. Eine Gefängniszelle, vergitterte Fenster, Eisentüren, Handschellen. Träume ich — wache ich — ich weiß nicht mehr, wie viele Stunden ich so vor mich hin gedöst habe. Ich fühle mich plötzlich an der Schulter gerüttelt, eine Stimme schreit mir ins Ohr: „Vorwärts, Mann, träumen Sie doch nicht!" Ich will aufspringen, die Glieder sind mir wie gelähmt; ich erhebe mich wie einer, der nach langem Krankenlager zum erstenmal wieder aufsteht.

IV.

Mich fröstelt, als ich auf den zugigen orridor trete. Auf dem Wege in die Wachstube habe ich Gelegenheit, einen Blick auf die Straße zu werfen. Der Morgen graut bereits, die Straßen liegen im fahlen Dämmerlicht. Eine erste Elektrische rattert vorüber. Und draußen, vor dem Hauptportal des Bahnhofs hält ein Gefährt, das mir plötzlich Schreck und Grauen einflößt. Es ist der ominöse eiserne Wagen, bereit, uns nach der „Schmerzhaften", dem Polizeigefängnis in der Ursuliner Straße, zu bringen. Ein jäher Ekel packt mich, mein Entschluß, das Abenteuer bis zum Aeußersten durchzuführen, ist besserer Einsicht gewichen.

Mit vier Leidensgenossen betrete ich das Verhörzimmer. Als erster komme ich dran und trete an den Tisch, an dem ein Beamter sitzt. „Wer sind Sie, wie heißen Sie," werde ich gefragt, und schon ist der gezückte Federhalter bereit, den gefürchteten roten Bogen auszufüllen, das Formular mit der Ueberschrift: Vorläufige Festnahme.

Statt einer Antwort ziehe ich meine Papiere hervor und reiche sie dem Beamten zur Einsicht hin. Der prüft sie, mustert mich dann scharf und meint: „Ja, was wollen Sie denn dann hier, warum legitimerten Sie sich denn nicht gleich?"

Ich stammele zerknirscht, daß ich bei meiner Sistierung wohl nicht ganz nüchtern gewesen sei und garnicht wußte, was man von mir gewollt hätte. „Na, dann ist die Sache ja erledigt," meint der Mann gutmütig. „Da haben Sie wohl inzwischen Ihren Rausch ausgeschlafen? Einen Augenblick!"

Er hebt den Hörer des vor ihm stehenden Fernsprechers ab und erkundigt sich zur Vorsicht bei meinem zuständigen Polizeirevier, ob meine Angaben der Wahrheit entsprachen. Und als er eine befriedigende Auskunft erhält, meint er zu mir gewandt: „Sie können gehen!"

Mit vollen Zügen atme ich die frische, kühle Morgenluft. Die Straßen sind schon belebt von Menschen, die ins Büro, in die Werkstatt, ins Geschäft eilen. Neben mir auf dem Fahrdamm rollt plötzlich der schwere, ungefüge, eiserne Wagen, dem ich noch glücklich entronnen bin. Durch das Gitter der Tür werden ein paar struppige, verwegene Köpfe sichtbar. Den einen erkenne ich: es ist der lange Mensch, der mich um eine „Kippe" bat. Auch er hat mich wiedererkannt und winkt mir grüßend wie einem guten Freunde. Knirschend biegt der Wagen um die Ecke und entschwindet meinen Blicken — — —

Martino.

Abenteuer

I.

Ihr blondes Haar war wie ein Heiligenschein,
Ihr Lachen, als wenn Tauben girrten,
Die Unschuldsaugen schauten engelsrein,
Wenn meine Blicke sich verirrten —

Ihr neues Kleid trug sie in Lilienweiß,
Ihr Mund, ich bin noch ganz benommen,
Der flüstert mir, wie nach gelernter Weis':
„Na, Kleener, willste nich mitkommen — —? —

II.

Ich stand ganz still an der Mansarde Tür,
Die uns're Minna nachts bewohnte,
Und bettelte und flehte für und für
Um ihre Liebe, die gewohnte.

Ich höre Röcke rauschen. Jumheidei!
Und schnurr wie ein verliebter Kater; —
Die Tür springt auf; ein unterdrückter Schrei;
Und vor mir steht — mein Vater! — —

III.

Ich war mit ihr in einem Liebesnest,
Die ich vorhin am „Kietz" erschaute,
Zu feiern hier ein kleines Freudenfest,
Bis uns der Morgen düster graute.

Und als ich dann in meine Sachen sah,
Die ich die Nacht ihr anvertraut,
Da wurde mir auf einmal offenbar,
Daß sie mir Geld und Uhr geklaut. — —

Robero.

Börsengeflüster

Nichts ist so unbeständig wie das Wetter, die Laune einer schönen Frau und die Börse. Gerade die Börse. Sonst hätte auch nicht der selige Rothschild in London noch auf dem Sterbebette als letzten Wunsch zu seinem Sohn gesagt: „Laß' das Spekulieren sein!" Aber Rothschild hatte gut reden. Damals wußte man noch nichts von Valuta, von Geldentwertung, von Goldanleihe und Rentenmark. Aber heute? Hemd und Kragen haben jene Leute verloren, die sich nicht rechtzeitig von ihrer Papiermark trennen konnten. Deshalb braucht man noch lange kein berufsmäßiger Spekulant zu sein. Obwohl dies kein schlechter Beruf ist. Denn diese Leute sind noch nie hereingefallen. Vorigen Montag haben sie realisiert, aber nicht zu knapp. Andere sind eingestiegen und müssen nun warten, bis die Kurse wieder soweit sind. Sie werden nicht allzulange warten brauchen. Diejenigen aber, die auf unsere Empfehlungen hin erst am Mittwoch oder Freitag gekauft haben, können sich sicherlich nicht beklagen. Denn eine so „billige Woche" wie die letzte, wird die Börse nicht bald wieder veranstalten.

Der Münchener Putsch, ein blutiger Bierulk, ist zwar schnell niedergeschlagen worden. Ob aber nun Bayern ein artiges Kind werden wird, ist noch sehr die Frage. Auch außenpolitisch hat sich nichts zum Bessern gewendet, da irgendwelche Verhandlungen vorläufig nicht in Aussicht stehen. Also bleibt unsere einzige Hoffnung die heißersehnte Rentenmark, die nun endlich am 15. November das Licht der Welt erblicken soll. Aber wahrscheinlich wird es eine Spätgeburt werden. Der Druckerstreik in Berlin gibt ja dafür die geeignetste Begründung. Alles hängt also von der Rentenmark ab. Viele haben ihr Heil in der Kapitalsanlage in Form von Waren gesucht. Sicherlich nicht schlecht. Die aber ihr Geld in Effekten angelegt haben, werden es auch nicht bereuen brauchen.

Große Effektenerwerbungen zu machen, verbietet schon die augenblickliche Geldknappheit. Trotzdem soll niemand mehr als nötig Papiermark liegen haben, sondern sich lieber einige kleinere Effekten zukaufen. Wir wollen heute einmal an der Breslauer Börse bleiben. Es ist in Börsenkreisen schon kein Geheimnis mehr, daß der größte Teil der Aktien der **Zigarettenpapier-Fabrik Köbeln-Muskau** in den Besitz eines Herrn übergegangen ist, der zwar nicht Stinnes heißt, aber für Breslau das ist, was Stinnes für das Reich. Der betreffende Mann, der sehr vielseitig ist, und in seinen Unternehmungen stets eine glückliche Hand gehabt hat, weiß, was er will. Und wer noch glücklicher Besitzer der genannten Aktien werden will, soll es bald tun, solange noch der Vorrat reicht. Gegen Papiere im Breslauer Freiverkehr hat man in weiten Kreisen große Abneigung. Man kennt sie zu wenig, man erfährt nicht schnell genug die Kurse. Trotzdem kann man sie kaufen, da sie mehr als billig und doch gut sind, z. B. **Ohlensis**. Dahinter steckt eine ganz schöne Maschinenfabrik in Ohlau, die sehr schöne Verdienste erzielt und Aussicht bietet, auf dem Kurszettel weiter zu existieren, wenn andere, neue Aktiengesellschaften schon längst der Vergangenheit angehören werden. Empfehlenswert sind ferner die Aktien der **Deutschen Holz und Wald A.-G.**, die über große Holzbestände im In- und Auslande verfügt, und deren Aktien an vielen Börsenplätzen eingeführt sind.

---

lein Eva-Annemarie erscheint selbst. Die Jungfrau mit dem Madonnengesicht, den träumerischen Blauaugen, den blonden Wuschellocken und den langen Fingern. Sie trägt ein entzückendes rosa Negligé, eine Schaumwelle von Spitzen rieselt um den schlanken Hals, um das schneeige Weiß ihrer Arme.

Die Kleine blickt mich aus noch etwas schlaftrunkenen Augen fragend an und erkennt mich nicht wieder. Das nehme ich ihr weiter nicht übel, denn wenn sie die Portiers sämtlicher Stundenhotels, in denen sie trotz ihrer höchstens 20 Lenze schon abgestiegen ist, im Gedächtnis behalten sollte, was mußte das Mädel da für Erinnerungsvermögen haben. Und so ein simpler Nachtportier ist keine Persönlichkeit, der man besondere Beachtung zu schenken pflegt. Man spricht in der Regel nur das Notwendigste mit ihm, man drückt ihm ein Trinkgeld in die Hand, sonst hat man an ihm weiter kein Interesse.

Erst als ich den verlorenen Taschenkalender hervorzog und ihn Fräulein Eva-Annemarie überreichte, erkannte sie mich wieder. Sie wurde im Augenblick schneebleich, taumelte so daß sie sich am Tisch festhalten mußte und rannte dann mit zitternden Knien aus dem Zimmer. Im Nu war sie wieder zurück, in der Hand die gestohlene Brieftasche des Troppauer Kaufmanns.

Tränen umflorten ihren blauen Unschuldsblick, sie rang vergeblich nach Worten und stammelte schließlich im Tone eines ungezogenen kleinen Mädchens, das um Verzeihung bittet: „Nicht wahr, Sie machen mir keinen Aerger. Ich hatte wohl etwas zu viel getrunken und wußte nicht, was ich tat. Ich wollte das Geld heute vormittag bestimmt zurückbringen. Sie werden doch schweigen, gelt, denn wenn es mein Papa erfährt, dann — dann —", das Rosenmündchen verzog sich plötzlich, die Kleine brach in fassungsloses Schluchzen aus, „— dann ginge ich ins Wasser . . .", stieß sie laut aufweinend hervor. Die ganze Schwere ihrer Tat und die Folgen, die sie nach sich ziehen konnte, kamen ihr wohl erst jetzt zu Bewußtsein.

In diesem Augenblick erschien die Hausdame, der die Unterredung wohl zu lange dauerte, im Zimmer, und die Kleine, gleich einer routinierten Schauspielerin, tupfte sich mit ihrem Spitzentüchlein die Tränen von den Wangen, ihr Antlitz war im Nu wieder ganz Süße, ganz Holdseligkeit, ganz kindliches Zutrauen. Mit einem schelmischen Lächeln reichte sie mir die Hand. „Also nicht wahr, dann ist die Angelegenheit erledigt? Ich werde es Papa ausrichten."

Ein flehender, fragender Blick traf mich. Ich neigte stumm den Kopf, ich sah, wie die blonde Schöne erleichtert aufatmete, und verließ das Zimmer. Die Angelegenheit war glimpflich, ohne Skandal erledigt worden, der Troppauer Herr war froh, als er sein Geld zurückbekam und nahm von weiteren Schritten Abstand. Am meisten zufrieden war Frau . . ., da durch keine Anzeige das Renommée ihres vornehmen Hotels geschädigt wurde . . .

Wenige Tage später sah ich die blonde Prinzessin von der — — —Straße wieder. Es war in einem bekannten Café in der Schweidnitzerstraße. Fräulein Eva-Annemarie P. saß in Begleitung ihrer Eltern am Nebentisch. Dem Vater, Typ des korrekten preußischen Beamten, mit grauem Knebelbart und goldumrandeten Kneifer, sah man den Hauptmann a. D. auf zwanzig Schritt Entfernung an. Interessiert las er die „Schlesische Tagespost". Die Mama, eine unendlich lange, hagere Dame, blickte mit liebevollen Blicken auf das Töchterlein, das an einem mächtigen Stück Torte löffelte und in winzigen Schlückchen an ihrer Schokolade nippte. Der Vater legte seine Zeitung weg, und die Eltern sahen voll Stolz auf ihr unschuldig schauendes, die Herzen erbauendes und Brieftaschen klauendes Goldkind. Glückliche Eltern . . .

Seit diesem Vorfall durfte keine der bei uns absteigenden „Damen", mochte es nun ein schäbiges Apachenmädel sein oder eine elegant angezogene Klassefrau, das Haus so ohne weiteres allein verlassen. Begehrte ein weibliches Wesen hinausgelassen zu werden, während ihr Kavalier angeblich oben noch schlief, so öffnete ich jetzt nicht mehr vertrauensselig die Haustür. In solchem Falle tat ich stets, als ob ich den Schlüssel verlegt hätte und ihn erst suchen müßte. Und während die Dame im Flur wartete, begab ich mich auf das Zimmer ihres Begleiters und fragte, ob der Herr noch alle seine Wertgegenstände beisammen hätte. Erst wenn dies bejaht wurde, durfte das Mädel passieren.

Diese Vorsichtsmaßregel hatte in einem Falle bald segensreiche Folgen. Einer jener Gäste war abgestiegen, die zu den besten Kunden des Hotels gehörten. Ein biederer Landwirt, der ein bißchen im vergnüglichen Sumpf der Großstadt plätschern wollte, um später in der dumpfen Eintönigkeit seines Kaffs von angenehmen Erinnerungen zehren zu können. Und das weibliche Wesen, das er sich dazu zur Gesellschaft ausgesucht hatte, war eines jener Geschöpfe, die in den Abend- und Nachtstunden in der Verkehrshalle des Hauptbahnhofes herumlungern und nach einem Manne Umschau halten, der ihnen ein warmes Abendessen und ein Obdach für die Nacht gewährt. Der brave Dorfbewohner war sicher erst mit einem Nachtzuge in Breslau angelangt und hatte unter den Hulbinnen des Wartesaals keine Bessere vorgefunden als jene, die er da mit sich schleppte. Das Mädel trug einen alten, vielfach geflickten Lodenmantel, auf dem speckigen, schwarzen Samthute prangten zwei geknickte Federn, Reiherersatz aus dem Hühnerhofe. Das Gesicht der Kleinen war wie eine Wiese im Wonnemond: voller Blüten; wenn sie den Mund öffnete, sah man zahlreiche Zahnlücken. Eine Liebesstunde mit solch einem Geschöpf mußte unbedingt Folgen haben. Wenn auch nicht für das Mädel, so doch für deren Kavalier.

Aber trotz alledem war der brave Agrarier verliebt in seine Begleiterin. Schon im Flur tätschelte er ihr zärtlich die blütenbesäten Wangen, was sie still und ergeben duldete, wie ein Kalb, das man auf seine körperlichen Vorzüge prüft, ehe man es sich einhandelt. Und früh in der siebenten Stunde schlich das Mädel auf schiefgetretenen Absätzen die Treppen hinab, pochte an die Portierloge und bat mich, ihr die Haustür zu öffnen. Ich tat, als ob ich den Schlüssel erst suchen müßte, klopfte am Zimmer ihres Kavaliers, vernahm ein grunzendes „Herein" und mußte, als ich nähertrat, den schlaftrunkenen Herrn erst tüchtig rütteln, ehe er zur Besinnung kam und begriff, was ich von ihm wollte. Daß die Gefährtin seiner nächtlichen Stunden ihn heimlicherweise verlassen hatte, das merkte er erst jetzt. Setzte sich im Bett auf und rieb sich erstaunt die Augen; tastete die Taschen seines Anzugs ab, der auf dem Stuhl lag. Die Brieftasche mit einer großen Summe war fort. Der Landwirt war plötzlich wach und sprang mit nackten Beinen entsetzt aus dem Bett. Die Brieftasche, wo war die Brieftasche. Da erinnerte er sich daß er sie, bevor man sich zur Ruhe begab, vorsorglich unters Kopfkissen gelegt hatte. Er wühlte die Betten durcheinander und da fand sich denn auch die vermißte Brieftasche. Er zählte den Inhalt durch. Gottlob, es fehlte nichts. Zu dicken Stößen gebündelt, waren noch sämtliche Scheine vorhanden.

Es war ein groteskes Bild. Im Hemd, das Gesicht krebsrot vor Erregung, stand der Mann vor mir. Die nackten, behaarten Beine mit den plumpen Plattfüßen wuchteten auf dem abgeschabten Teppich. Mit einem dummen, glotzenden Blick sah er mich an. Die Brieftasche war wohl da, aber die Uhr war weg. Die wertvolle, goldene Uhr mit der schweren, gleichfalls echten Kette. In der Weste war sie nicht, auf dem Nachtschrank, auf dem Tisch lag sie auch nicht. Die Uhr konnte nur das Mädel haben. Der Mann schnaufte vor Wut. . Wo war sie, das freche, diebische Geschöpf, auf daß er ihr den Raub wieder abjagte?! Ich beruhigte den vor Zorn schier Berstenden und sagte ihm, daß sich das Mädel noch unten im Flur aufhalte. Der Erregte nahm sich kaum Zeit, in die Hosen zu fahren. Mit einem dumpfen Wutschrei riß er die Tür auf und rannte, wie er war, die Treppen hinab. Mit offener Hemdbrust, barfuß, die Hosenträger hinter sich her schleifend. Unten stand noch die blütenbesäte Maid, wartend, daß ich ihr die Haustür öffne. Als sie ihren Galan wie einen gereizten Stier auf sich zukommen sah, wußte sie, was los war. Ohne erst die Aufforderung abzuwarten, öffnete sie ihre abgegriffene Pappmaché-Tasche und entnahm ihr die an dicker, goldener Kette baumelnde Uhr. Nahm mit einem langen, bedauernden Blick von ihrem Raube Abschied, ehe sie das kostbare Gut dem Bestohlenen wieder überreichte. Schade, es wäre so schön gewesen. Für den Erlös hätte sie sich pikfeine Schale leisten können, einen Wintrmantel und Seidenstrümpfe und Lackschuhe, auf die sie schon so lange scharf war. Es hatte nicht sollen sein. Ein Tränchen zitterte über ihre blasse Wange mit den vielen Pickeln.

Der Landwirt nahm seine Uhr in Empfang und quittierte der Diebin darüber mit einer mächtigen Maulschelle. Mit einer Maulschelle, die einem Preisboxer alle Ehre gemacht hätte. Das klatschte nur so, wie wenn man einen schweren Stein ins Wasser wirft. Das Mädel taumelte zur inzwischen geöffneten Tür hinaus auf die noch menschenleere Straße. „Nu wart' ock", schimpfte er der Enteilenden nach, „nu wart' ock, Du tick'sches Aas, wenn ich Dich noch amal erwische. Ich schloag Dich kripplig, Du Lerge . . .!"

Aber das Mädel rannte eiligen Schrittes um die Ecke, heilfroh, noch so billigen Kaufs davongekommen zu sein.

„Nu, das iß bloß gutt, daß ich meine Uhr wieder habe", meinte der Mann zu mir. Sein Zorn war im Nu verraucht, das gerötete Gesicht glänzte jetzt vor Zufriedenheit. In der Freude seines Herzens verabfolgte er mir ein generöses Trinkgeld.

„Wissense", meinte er vertraulich, „wenn derheeme meine Alte gemerkt hätte, daß die Uhr weg is, die hätt' mich nie wieder alleene nach Breslau fahren lassen, um Kälber zu verkoofen. — —"

(Fortsetzung folgt.)

Mondäne Kunst

Zehn Zeichnungen von William Zabczinsky

Die zahllosen Bestellungen auf Zeichnungen unseres Illustrators und künstlerischen Beirates William Zabczinsky haben uns bewogen, trotz aller Schwierigkeiten unseren Lesern mit einer Sammelmappe Zabczinsky'scher mondäner Zeichnungen aufzuwarten, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügen muß. Zehn der besten und pikantesten Zeichnungen des bekannten Malers, auf feinstem Zeichenkarton in echt Sepia-Druck, in einer vornehmen Sammelmappe vereint, geben wir zu einem Preise heraus, der kaum einen Bruchteil des tatsächlichen Wertes der Mappe darstellt. Jede Zeichnung gibt eingerahmt den elegantesten und pikantesten Wandschmuck für das Boudoir der Dame, das Herrenzimmer des Kavaliers, für jede elegante Bar, Diele und Weinstube ab.

Die Mappe erscheint in ganz beschränkter Auflage und kommt noch in diesem Monat an alle Besteller zum Versand.

Der Preis beträgt bei sofortiger Bestellung und Voreinsendung des Geldes für die Mappe mit zehn Zeichnungen: 1.50 Goldmark!

Eine beschränkte Anzahl der Mappen wird aus vom Künstler handsignierten Zeichnungen zusammengestellt und kostet pro Mappe: 2,— Goldmark!

Die Bestellungen werden der Reihe nach erledigt, jedoch so, das alle Besteller bis Ende des Monats bestimmt im Besitze der Mappen sind.

Sofortige Bestellungen sind nur zu richten an die Expedition des

„Mondäner Verlag" Ed Golland & Co. G. m. b. H.

Telefon Ring 8120 — Breslau, Sadowastraße 11. — Postscheckkonto Breslau 78055

KRAUBURG Victoria-Theater
Täglich 8 Uhr: Gastspiel
Blatzheim Königin der Nacht! Schwank-Operette.

Warmor Haus
Theater-Varieté
Dir. A. Gillmeister. Friedr.-Wilhelmstr. 55.
Täglich 7½ Uhr:
Das große November-Programm mit Bomben-Attraktionen.

Circus Busch-Gebäude
Circus Sarrasani
Täglich 7½ Uhr, Sonntags auch 3½ Uhr
Massendarbietungen
von unerhört packender Wucht.
Billetts: Barasch und Circus-Kassen 10—1 Uhr.

Breslauer Trichter
Jeden Donnerstag und Sonntag
Verkehrter Ball

Kurgarten
Kleinburg
Jeden Sonntag u. Dienstag:
Vornehmer Tanz
111 6/6

Erfinder werden Geld, wenn sie Prospekte mit verriv. Aufträ. gratis verl. vom Patent-Büro Alfred Schroeder, Berlin W 62

Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern
Hausverwaltungen
Steuern Steuern Steuern Hausverwaltungen
Steuern Steuern Steuern Hausverwaltungen
Hermann Hänsel
Bücher-Revisor
Breslau 9, Monhauptstr. 22
Telefon: Ohle 9566
Hausverwaltungen
Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern

Café
Dertefrass
Intim-elegant.
Werderstr. 1, an der Universitätsstr.
Jeden Abend: **Künstler-Konzert**
Kapelle **Spira**
Solide Preise — Wiener Küche
Gemütlicher Aufenthalt

Engelhardt-Bierquelle „Zum Ratsherrn"
Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 2502
Bier-, Wein- und Likörstuben
Gute Küche — Gepflegte Getränke
Täglich ab 5 Uhr:
Künstler-Konzert

Die gemütlichen Weinstuben
Zur Klause
Schmiedebrücke 31/32
I. Etage
!! Künstler-Konzert !!

Gold, Silber, Platin, Juwelen
verkaufen Sie bei der Firma
Ernst G. Weimann
Edelmetalle, Juwelen
79 Viktoriastraße 79, Nähe d. Kaiser-Wilhelmstrasse

Café
Honolulu
Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock
Dezente Musik: Zivile Preise!

Goldschmied Ditphall
zahlt die höchsten Preise
für
Gold, Silber, Platin, Bruch, Gebisse, Schmuck, Brillanten
Günther Ditphall, Friedrichstr. 11
(neben der Markthalle).

Legitimation mitbringen
Am Sonnenplatz
nur Sonnenstr. 7 (Wilhelm Luda)
erhalten
Besitzer
von Edelmetallen, Gold-, Silber-, Platin-Bruch und alten Gebissen
wie bekannt die höchsten Tagespreise. Vor Verkauf Ihrer Gegenstände liegt es im eigenen Interesse, die in meinem Geschäftslokal aushängenden Preise gefl. einsehen zu wollen.
Wertabschätzungen gratis ohne Verkaufszwang.
Im eigenen Interesse genau auf Firma und Hausnummer achten.
Ohne jeglichen Steuerabzug — Ohne jeglichen Steuerabzug
Geöffnet von 9—7 Uhr.

Treffpunkt der Oberschlesier
Konditorei und Café
Teichstr. 11 **CARO** Teichstr. 11
2 Minuten vom Hauptbahnhof.
Bis 12 Uhr nachts geöffnet!

Konditorei u. Café Odertor
Roßplatz 10 am Kleinbahnhof
Solides Familienlokal
Gutgepflegte Biere und Weine
Diverse Liköre
Jeden Abend: **Künstler-Konzert**
Telefon Ohle 5709.

Goldmark-Rekordpreise
zahlt für
Prismengläser
opt. Instrum., Photo-Apparate, Selbstlade-Pistolen
6.35 und 7.65 und Munition
Nolda, Kupferschmiedestrasse 31
im Hause des Konzm. „Vorwärts".

An unsere Abonnements-Mitarbeiter!
Die neue Nummer der „Nachtpost" wird erst versandt, nachdem der Betrag für die gelieferte „Nachtpost" bei uns eingegangen ist.

Ermittelung u. Beobachtung
jeder Person an allen Orten
Beweismaterial
in Alimenten und Ehesachen
Detektiv Plachta
Büttnerstraße 25

Sie erhalten die höchsten Preise für
Gold, Silber, Platin, Bruch, Gebisse, Schmuck
bei **Fritz Schramm**
Kupferschmiedestraße 52
(3. Haus vom Neumarkt)

Suche Lebensgefährtin
mit 100 000 Tch.-Kr. und eigener Wohnung. Bin 28 Jahre alt, mehrfacher Hausbesitzer und selbständiger Geschäftsmann. Da freier Beruf, Wohnsitz gleichgültig. Offert. unter **St. 444** an die Nachtpost, Breslau, Sadowastraße 11.

An unsere Vertreter und Händler!
Nach- und Abbestellungen für „Die Nachtpost" müssen bis Sonnabends vor Erscheinen der betr. Nummer bei uns eingehen, um nach Wunsch und rechtzeitig ausgeführt zu werden. Besonders Abbestellungen sind für uns nur verbindlich bei rechtzeitigem Eingang. „Die Nachtpost"

50 neue Berufe
Tausende sind aus ihrem Beruf gerissen. Und doch bestehen viele Möglichkeiten des Verdienens.
Unser Werk will Sie vor kostspieligen, fruchtlosen Versuchen bewahren und zeigt praktisch durchgeführte Lösungen. Praxis finden Sie darin, keine theoretischen Erörterungen
Privatverlag „Runa"
Liegnitz 1, Adalbertstr. 2.
Zahlen Sie 1 Goldmark zum Zahltagskurs.

Chefredakteur: Ed Golland.
Redaktion, Verlag, Expedition und Anzeigen-Annahme: „Mondäner Verlag" Ed Golland & Co., G. m. b. H., Breslau 2, Sadowastraße 11. Tel.: Ring 8120. Sprechzeit: 12—3.
Verantwortlich für den Textteil: Erich Golland, Breslau. Für Inserate: Georg Damelang, Breslau, Tel. Ring 8120. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau.